

Zäsuren und Betonungen — sie legt das Hauptgewicht grundsätzlich in die Nebensätze — lenkten ab, ihr nervöses Hantieren mit Brille und Taschentuch irritierte. Sogar die ersten Bankreihen, für die Ehrengäste reserviert, lichteten sich im Laufe des Semesters.

Sogleich in der Antrittsvorlesung hatte Ingeborg Bachmann ironisch verkündet: „Kunstverständnis? Das beste Vorbeugungsmittel gegen die Kunst!“ Bei solcher Skepsis gegenüber den Mitteln der Wissenschaft auf dem Kunstbereich wurde schnell deutlich, daß die Vorträge der Lyrikerin wenig Stoff von dem vermitteln konnten, was die Studenten für ihre Prüfungen brauchen.

Tatsächlich waren die Vorlesungen der Bachmann zwar völlig unakademisch, aber durchaus originell; die Themen — Generalnennen: „Fragen zeitgenössischer Dichtung“ — hießen etwa „Das Ich in der Dichtung“ oder „Die Namengebung in der zeitgenössischen Literatur“. Demgegenüber waren die Germanistik-Studenten auf ihrem Hochschulweg zum Deutschlehrer-Beruf darauf aus, nach Vorlesungsgewohnheit Literaturprodukte erklärt und interpretiert zu bekommen. Die Hörer wollten die Lyrikerin („Ich will nicht lehren, sondern erwecken!“) zum Kategorisieren bringen, zum Urteilen, vielleicht auch zum Verurteilen.

Aber die lyrische Vagabundin Ingeborg Bachmann — sie wechselt ständig ihre Wohnsitze; nach Wien, London und Rom ist derzeit Zürich an der Reihe — tat den Studenten diesen Gefallen nicht, und in den Seminaren, die nach einer kurzen Pause jeweils den Vorlesungen folgten, verstummte sie fast völlig. Zunächst hatte sie versprochen, zu jeder Sitzung einen Schriftsteller mitzubringen: „Ich brauche Hilfe.“ Sie begnügte sich dann aber mit haus-eigenen Korreferenten, mit dem Direktor oder mit einem Assistenten des literaturwissenschaftlichen Seminars. Der jeweilige Verbindungsmann zwischen der Dichterin und den wißbegierigen Studenten hatte freilich die Seminarübungen fast allein zu bestreiten. Die Sätze, die Ingeborg Bachmann sprach, sind an einer Hand aufzuzählen.

Die Dichterin Bachmann, deren Lieblingsvokabeln „Schweigen, Stummheit, Flucht, Insel“ sind und deren Verschlossenheit, Scheu und Fluchtgestik so leicht kein Gegenstück in der zeitgenössischen Literatur finden, blieb hilflos vor den Wünschen ihrer Studenten, germanistischen Wissensstoff anzuhäufen, und ebenso hilflos standen die Studenten ihrer neuen Dozentin gegenüber, ärgerten sich über die unpopuläre und unverständliche Art ihres Vortrags und wußten mit den fast geflüsterten Monologen nichts anzufangen.

Die scheue Gastdozentin hatte wahrscheinlich schon nach den ersten Vorlesungen, noch mehr nach den quälend langweiligen Seminarsitzungen, eingesehen, daß sie als Inhaberin eines vielbeachteten Lehrstuhls nicht einmal der Bloßstellung würde entgehen können, vor der — ihren Versen zufolge — die Übernahme eines Amtes bewahrt.

So artete die Abschiedsvorlesung der Literaturpreisträgerin zu einem respektablen Versuch einer Selbstverteidigung aus, zu einem verzweifelten Protest gegen jene akademische Ordnung, in die sie sich nicht eingliedern konnte.

Die Bachmann nannte ihre Abschiedsvorlesung „Literatur als Utopie“ und fing unversehens und unerwartet an, jene Institution anzugreifen, in deren Dienst sie sich gestellt hatte. Die Lyrikerin sprach vom „ominösen Wort“ Literatur, gegen das sie schon als Studentin („Ich bin keine Germanistin“) tiefe Abneigung gehabt habe, sie bezeichnete die Literaturwissenschaftler als Phantasten, die sich „an einem Wunschbild orientierten“, und bestätigte ihren Kollegen auf Zeit schließlich, sie



Gastdozentin Ingeborg Bachmann
Schweigen, Flucht, Insel

seien „Beamte“ und übten einen wahren „Terror“ aus. Die Literaturwissenschaft sei nichts anderes als eine „Denkmalspflege, von Beamten betrieben“. Ihr einziges Zugeständnis war die Feststellung, es sei immerhin trotzdem noch so etwas wie eine Literatur übriggeblieben: „Eine Indizienkette von Werken spricht dafür.“

Während sich nach dieser Attacke und vor dem anschließenden, letzten Seminar die Wahlzürcherin und Preisträgerin der Gruppe 47 im Universitätscafé von ihren Anhängern huldigen ließ, streckten die wenigen redewandten Seminarteilnehmer in der Wandelhalle der Universität ihre Köpfe zusammen. „Steigen Sie doch endlich auf die Barrikaden!“ forderte denn auch der sonst eher gutmütige, rundliche Seminarbetreuer seine Kommilitonen auf.

Und als sich später im Seminar ein junger, bärtiger Student erhob und von „Schamanentum“ sprach, von der „Propaganda, die Frau Bachmann auf diese Weise für ihre Bücher macht“, und seiner Dozentin ungalant „esoterisches Getue“ vorwarf, tat die Bachmann noch etwas, das im Universitäts-

seminar mindestens so ungewöhnlich war wie ihre Vorlesungen: Sie griff nach ihrer riesigen schwarzen Lacktasche und fing an zu rauchen. Zu einer anderen Entgegnung ließ sie sich nicht bewegen, nur zu ein paar schmalen Entschuldigungsworten wie „Das habe ich doch nicht so gemeint“ und „Es hat mir ferne gelegen, Sie anzugreifen“.

Was sich dann entspann, glich eher einer kabarettistischen Veranstaltung als einer seriösen Seminarsitzung. Die Studenten sagten der verwirrten Doktorin der Philosophie ins Gesicht, sie könne ja gar nicht ohne die Literaturwissenschaft auskommen, auch sie benutze die Regeln, sei also der von ihr angegriffenen Wissenschaft zu Dank verpflichtet.

Es ist fraglich, ob diese Sätze überhaupt ihren Adressaten erreichten, denn Ingeborg Bachmann schien zu schlafen. Sie hatte aufgegeben; sie ließ jetzt den Phrasen ihren Lauf. Sie verschante sich hinter ihrer Lacktasche und spielte mit der roten Nelke, die ihr der kleinste, bärtigste und eifrigste Seminarist heimlich aufs Pult gelegt hatte.

Auch der Vertreter des S. Fischer Verlags konnte nichts mehr retten. Seine Beteuerungen, „Frau Bachmann hat mit unserem Verlag ja gar nichts zu tun“, wurden überhört, und der Versuch, das verfahrenes Gespräch in eine andere Bahn zu lenken, schlug fehl. Die Dichterin dachte nicht mehr daran, irgend etwas wie Werkstattgeheimnisse auszuplaudern. Die konkretesten Fragen beantwortete sie mit einem Achselzucken, bestenfalls mit einem „Nein“ oder „Ich weiß nicht“. Unterdes hielt der junge Mann vom S. Fischer Verlag ein riesiges Nelkenbukett unter seinem Pult verborgen.

Die Bachmann verabschiedete sich von ihren Hörern mit einer kleinen Entschuldigung für ihre „Ungeschicklichkeiten“, nicht ohne vorher noch, den „Beamten“ zum Trotz, zu betonen: „Es gilt weiterzuschreiben.“ Bereits früher hatte sie geschrieben: „Es gilt, mit dem Nachklang im Mund weiterzugehen und zu schweigen“, ähnlich wie vor ihr Gottfried Benn: „Man muß sehr viel sein, um nichts mehr auszudrücken. Schweige und gehe dahin.“

BÜCHER

NEU IN DEUTSCHLAND

Alain: „Die Pflicht, glücklich zu sein“. Der Verfasser, mit bürgerlichem Namen Emile Chartier (1868 bis 1951), galt in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg als der feuilletonistische Moral-Lehrer des französischen Mittelstands, dessen Lebensstil mit der Dritten Republik unterging. Ausgehend von dem Glauben, daß kein Mensch auf Erden einen schlimmeren Feind habe als sich selbst, meditiert der Autor in dreiundneunzig kurzen Essays — sie wurden zwischen 1903 und 1926 geschrieben — über Höflichkeit und Hustenreiz, Totenkult und Schlaflosigkeit, Langeweile, Körperhaltungen und schlechte Laune. Gähnen, Tanzen und Gymnastik zählen zu den Heilmitteln, mit denen er den menschlichen Leiden zu Leibe rückt. Seine Rezepte zum

Glücklichsein gelten jedoch nur für Zeiten, in denen „die Umstände erträglich sind und die Bitterkeit des Lebens sich auf Kleinigkeiten beschränkt“ (Alain). Kompliziertere gesellschaftliche Zusammenhänge passen zu diesen Lebenslehren ebensowenig wie Kriege und ähnliche Katastrophen, die das Jahrhundert terrorisieren. Das geistvolle und höfliche Buch, von Essay-Schreiber Albrecht Fabri („Der rote Faden“) in prägnantes Deutsch übersetzt, kommt eben recht, um seinen Teil zur bundesdeutschen Restauration beizutragen. (Karl Rauch Verlag, Düsseldorf; 276 Seiten; 14,80 Mark.)

Christopher Davis: „Scherbengericht“. Auf Tonscherben schrieben die alten Athener bei Volksabstimmungen die Namen von Leuten, die sie in die Verbannung schicken wollten. Eine ähnliche Übung hat der 31jährige amerikanische Autor in seinem Erstlingsroman aufgespürt: Im modernen Philadelphia, USA, ächtet eine saturierte Villenvororts-Gesellschaft nach ungeschriebenem Moralgesetz ein Mädchen, das im Auto verschleppt und vergewaltigt worden ist. Das 18jährige Opfer — ein Durchschnittsmädchen, das Comics und einen blasierten Boy-friend goutierte — wird mitschuldig gesprochen. Der Unfall wird zum Fall, die Familie muß endlich das heimlich verurteilte Mädchen in ein fernes College deportieren. (Claassen-Verlag, Hamburg; 332 Seiten; 14,50 Mark.)

SOWJETKRIEG

Kleine Größe

Wenn der Grundgedanke Baklanows darauf hinausläuft, den durchschnittlichen ‚kleinen‘ Menschen im Krieg zu zeigen, so müssen wir feststellen, daß dieser Grundgedanke falsch ist“, schrieb im Herbst vorigen Jahres der sowjetische Kritiker Jurij Barasch in der „Iswestija“. „Bei uns lassen sich Einfachheit und Alltäglichkeit des gewöhnlichen Menschen nicht von dessen Größe und Macht trennen.“ Anlaß zu dieser unmißverständlichen und grundsätzlichen Rüge war der erste Roman des jungen sowjetischen Schriftstellers Grigorij Baklanow „Ein Fußbreit Erde“.

Dank der Aufmerksamkeit der Zeitschrift „Osteuropa“, die Baklanows Werk im Juni und Juli des vergangenen Jahres in der sowjetischen Literaturzeitschrift „Nowy mir“ entdeckte (es ist bis jetzt lediglich dort und nicht als Buch erschienen — genau wie zuvor Wladimir Dudinzews kritischer Roman „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, der 1957 zum Ärger der Moskauer Offiziellen in fast alle Welt Sprachen übersetzt wurde), ist die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart jetzt in der Lage, den ersten sowjetischen Kriegsroman in der Bundesrepublik zu veröffentlichen. Andere, freilich linientreue sowjetische Kriegsbücher — zum Beispiel Konstantin Simonows Roman „Tage und Nächte“ — sind auf deutsch lediglich in der Zone erschienen.

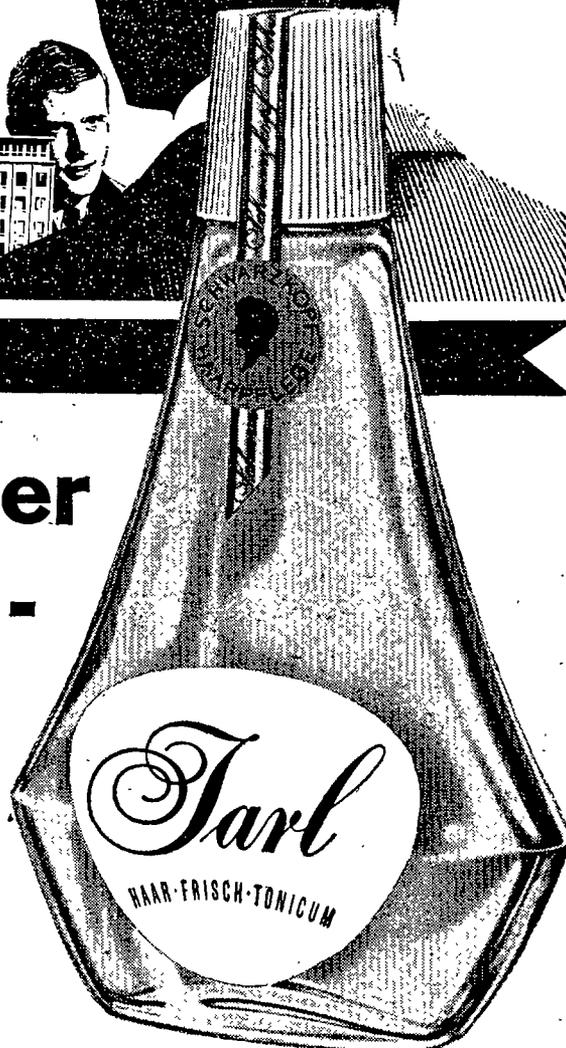
Die Deutsche Verlags-Anstalt wollte ursprünglich Baklanows Kriegsroman

* Grigorij Baklanow: „Ein Fußbreit Erde“; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; 224 Seiten; 12,80 Mark.

J 660



Frischer Kopf - klarer Kopf



JARL ins Haar! Das gibt eiskühle Frische und klare Gedanken. Das gibt schönes, gesundes Haar. Und guten Sitz der Frisur.

JARL Haar-Frisch-Tonicum - nach neuestem Stand der Haarforschung - mit Menthol, Alkohol, B-Vitaminen und biologischen Wirkstoffen gegen Schuppen und Haarausfall. Die Qualitätsgarantie: JARL kommt vom Hause Schwarzkopf! JARL gibt's nur im Fachgeschäft.

DM 4,80 und DM 8,40



Jarl erfrischt den Kopf • nährt das Haar • hält die Frisur